

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Kalender zum Neujahr 1839

Der Kalender zum Neujahr 1839.

Ich komme denn so manches Jahr,
Und bringe Altes und Neues dar —
Und suche in Norden und Süden und Westen
Recht sehr zu gefallen den lieben Gästen —
Denn freilich, ich weiß wie wahr es sei:
„Die Geschmäke der Leute sind mancherlei!“

Der Eine rühmet die alte Zeit —
Da war das Gewissen noch nicht so
weit —
Ein Wort, ein Mann — und Treu und
Glauben
Das ließ sich der Deutsche so leicht nicht rauben!
Doch gab es der Geister so froh und frei,
Der Thaten und Helben gar mancherlei!

Ein Anderer rühmet das Heute sich,
Da wirket man sehr verständlich —
Da dürfte man Denken und Kunst und Wissen
In keinem Fache des Lebens missen —
Wir haben Komödien, Romane, dabei
Politisches Neues gar mancherlei!

Und dieser mag nach den Sternen schau'n,
Und der sich dem Wetter vertrau'n —
Der Eine sieht lieber Geschichten zu schreiben,
Der Andre will Ratten und Mäuse vertreiben —
Und dieser will wissen „wenn Jahrmarkt sei?“
Und Andre noch Andres gar mancherlei!

Nun sag' mir nur selber, o Kritiker du:
Was nehm' ich für Spezies alles dazu,
Um denn nach deinem Rezepte Allen
Den werthesten Lesern hier wohlzugefallen?
Doch keinen zusammengerührten Brei
Von buntem Gemengsel so mancherlei!

Ich dünkte — was meinst du? — werst sei
hier
Ein freundlicher Gruss gebracht auch dir!
Darneben auch komme, auf freundlichen Wegen,
Die Gnade des Himmels dir reichlich entgegen!
Wobei sie im Stillen dir noch verleiht'
Der Wünsche Erfüllung so mancherlei!

Dann laß mich erzählen an seinem Ort,
Hier Altes, dort Neues, in der Reihe fort —
Hier mancherlei Uebel und Zwecke darneben
Erprobte Rathschläge und Mittel geben —
Und daß einem Jedem gedienet hier sei,
Notizen, Erfahrungen, mancherlei!

Das Wichtigste doch der Kalender bleibt,
Worein man die Pflichten des Amtes schreibt —
Empfangen, gegeben — zu thun und vollendet —
Zum Guten heut, morgen zum Schaden ge-
wendet —
Geburtstag und Sterben — das Wetter dabei —
Termine und Kosten — gar mancherlei! —

Und dazu noch wünsch' ich dem Vaterland
Des Fürsten gerechte und feste Hand —
Großmüthige Rätze und ruhige Zeiten,
Um geistig und leibliches Glück zu verbreiten,
Woran sich ein rüstiges Volk auch reiht,
Mit Kräften und Tugenden mancherlei.

Nach einer andern Gegend, lieber Leser, nicht nach dem schönen Breisgau hat dieses Jahr mein Wanderstab mich geführt; die mit kostbaren Nebeln reichbehangenen Hügel der gar lieblichen Landschaft Ortnau, dann den alten Wgau wollte ich durchstreifen. Zu Fuß, denn ein Kalendermann vermag's nicht zu fahren, kam ich gegen Ende des Monats Juni in dem Hauptorte dieses Gaues an, in der Stadt, welche man nach dem Hauptgeschäfte, das im Sommer seit urdenklicher Zeit daselbst getrieben wird, Baden nennt. Auch diesmal ging ich der lateinischen Zehrung nach, und legte bei einem guten Freunde meinen Reisebündel ab. Nach herzlichem Grusse vergabunte ich meinen Füßen kurze Ruhe; darauf führte er mich sogleich in der Stadt herum und zeigte mir die schönsten Plätze und die angenehmsten Spaziergänge. Allenthalben begegneten mir gar vornehme Leute, die in so vielerlei Sprachen redeten, wie diese kaum die Jünger des Herrn am Pfingstfeste mögen gehört haben. Bisber dachte ich mir immer in einem Heilbade nur franke und presthafte Leute zu finden; das Aussehen und Leben dieser vornehmen Herren und Frauen hatte mich aber vom Gegentheil belehrt. Sie sahen zum größten Theile ganz gut aus und lebten auch wie Leute von der festesten Gesundheit. Darüber wunderte ich mich. „Ach, sagte mein Freund, diese Leute plagt kein körperliches Leiden, sondern eine ganz andere, aber auch sehr böse Krankheit — die Langeweile. Diese Krankheit wollen sie vertreiben auf allerlei Art, aber nicht so daß durch Baden, als vielmehr durch Essen und Trinken, Fabren, Reiten, spazieren gehen und sogar durch's Spielen. Davon kannst du dich bald mit eigenen Augen überzeugen.“ Wie er dieses gesagt hatte, führte er mich in ein großes schönes Haus. Hier sah ich denn viele Herren und Frauen, die unverrückt ihre Augen immer auf die Karten und das Spiel hefteten, und bisweilen Gesichter schnitten, als hätten sie

Essig und Galle getrunken. Dem Einen schoß alles Blut in den Kopf, ein anderer ging so traurig und niedergeschlagen davon, wie der arme Sünder zum Nichtplatz. Mir wurde ganz unheimlich zu Muthe und ein kalter Schauer durchfuhr meine Gebeine, da mir mein Freund sagte, hier gebe mancher mit Hunderten und Tausenden herein, und so arm hinaus, daß er gleich einem Kapuziner und Franziskaner das Gelübde beständiger Armuth ablegen könnte. Ach, dachte ich bei mir selbst, was die Menschen doch alles aufbieten, um dem zu entrinnen, was allein wahres Vergnügen und reine Freude verschafft — der Arbeit und einer vernünftigen Thätigkeit. Wie glücklich der Landmann und Bürger, der dieses Uebels enthoben ist. Darum war ich Alles dessen, was das Badleben mir darbot, bald satt, und ich lebte wieder meinem alten Vergnügen. Jeden Tag am frühen Morgen brach ich mit meinem Freunde auf, freute mich alsdann an Gottes schöner Natur, an den Gaben des Himmels, an den Arbeiten des Landmannes und an den alten Geschichten, die mir mein Freund über die Herren und frühern Bewohner dieser Gegend erzählte. Wie neugierig ich war, auf keine meiner Fragen blieb er mir eine Antwort schuldig. So führte er mich eines Tages auf die alte Burg von Baden, und nannte sie mir die Stammburg unsers Fürstenhauses.

Wie, sagte ich ihm, eine zweite Stammburg? Voriges Jahr hatte ich schon eine gesehen, die Burg Zähringen, unweit Freiburg. Der gute Freund, den ich im letzten Sommer in Freiburg besucht hatte, erzählte mir vieles über die Grafen und Herzoge von Zähringen, und ich erinnere mich gar wohl, daß er sagte, der letzte dieses Fürstenhauses sei Berthold IV. gewesen; woher soll denn die Verwandtschaft unserer Fürsten, deren man so oft gedenkt, mit den Zähringern kommen, und warum erzählt man von zwei Stammburgern?

Freund. Herzog Berthold I. hatte, wie dir bekannt ist, drei wakere Söhne, den Bischof Gebhard von Konstanz, den Herzog Berthold von Schwaben und den Markgrafen Herrmann. Letzterer wurde der Welt überdrüssig, da sie seinem frommen Sinn damals nur Sündhaftes und Widriges darbot, und er begab sich in das durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit seiner Bewohner sehr berühmte Kloster Clugny. Doch bevor er diesen Schritt gethan hatte, war er verehlicht und hatte zur Frau eine Gräfin Judith von Eberstein, die ihm nebst andern schönen Besizungen auch die Burg Baden zugebracht hatte; und von diesen nannten sich nachher sein Sohn Hermann II. und seine Nachkömmlinge Markgrafen von Baden.

Ich. Aber woher denn der Titel Markgraf?

Fr. Damals hatten die deutschen Könige und Kaiser nicht nur über Deutschland regiert, sondern auch über Italien und noch andere Länder. In Italien waren die Wälschen mit dem deutschen Regiment gar oft unzufrieden, und wollten von deutscher Herrschaft nichts wissen. Die deutschen Fürsten, sobald sie den Wankelmuth und die Treulosigkeit derselben einmal kennen gelernt hatten, übergaben ihren zuverlässigsten und treuesten Freunden einzelner Landschaften Italiens, damit sie während ihrer Abwesenheit ihr Ansehen und Ordnung handhaben, und dabei auch die Grenzen und Marken gegen feindliche Einfälle schützen. Unter diesen Freunden war auch Herrmann I., Markgraf von Verona, und von ihm ging dieser Name auch auf seine Nachkömmlinge über.

Ich. Aus der Geschichte seines Sohnes Herrmann's II. ist dir auch etwas davon bekannt?

Fr. Die Geschichte hat Rühmliches von ihm aufbewahrt. Er war ein tapferer Fürst, doch diese Tugend theilte er mit recht vielen seiner Zeit; aber er war mehr, er hatte auch den redlichen Willen für die geistigen Bedürfnisse seiner Unterthanen zu sorgen, und darum verdient er besonderes Lob. Der Erfinder der Buchdrucker-

kunst war damals noch nicht geboren, in den Händen des Volkes waren darum keine Bücher, die sehr selten und außerordentlich theuer waren; Schulen gab es sehr wenige; Unterricht und Bildung wurde nur in den Klostermauern gepflegt und nur von den geistlichen Herren. Lag es daher einem Fürsten am Herzen, in seinem Lande von dem schönen Samen des Unterrichtes und besserer Gestattung etwas anzupflanzen und zum Gedeihen zu bringen, so konnte er dieses nur erreichen, wenn er ein Kloster stiftete. Dieses that denn auch Herrmann II. Er stiftete mit einem beträchtlichen Theil seines Vermögens ein Augustinerkloster zu Baden, und bestimmte dieses neue Gotteshaus zur Ruhestätte für sich und seine Nachkommen. Aus diesem Stifte erhielten die Einwohner Badens zuverlässig den ersten Unterricht und die erste Bildung, und Dank dem Fürsten, der sich und seinen Nachkömmlingen eine Ruhestätte bereiten wollte, wo er auch kommende Geschlechter so bedacht und seine Reichthümer so verwendete, daß sie bleibenden Segen stifteten.

Ich. Wem fiel die Regierung nach seinem Tode zu?

Fr. Seinem Sohn Herrmann III.

Ich. Rühmt auch von diesem Fürsten die Geschichte etwas Trefliches?

Fr. Er hat sich den Beinamen: der Große erworben. Bald, nachdem er die Erbschaft seines Vaters angetreten hatte, wählten die deutschen Fürsten nach dem Tode Lothars von Sachsen Konrad III. von Hohenstaufen zu ihrem Könige. Diese Hohenstaufen trugen den Namen von dem auf der schwäbischen Alp gelegenen Schlosse, waren früher nur Grafen von Bären. Unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit an dem unglücklichen König Heinrich IV. hatten ihnen das Herzogthum Schwaben verschafft mit vielen andern Gütern und Herrschaften. Als König Lothar gestorben war, waren die Fürsten und Herren über die Königswahl getheilt, die Einen wünschten ein anderes

Fürstenhaus auf dem Throne, das eben so große Macht und Reichthümer besaß, als die Hohenstaufen, man nannte sie die Welfen. Herrmann III. schloß sich an König Konrad an, nachdem dieser rechtmäßig zum König gewählt war, und blieb ihm fortwährend treu und ergeben. Die deutschen Könige hatten damals keinen bleibenden Wohnsitz, sie zogen immer nach allen Richtungen in den deutschen Landen umher, wo die Lust oder Regierungssorgen sie hintrieben. Markgraf Herrmann war dem König Konrad immer zur Seite. Wie dieser über die Alpen zog, die römische Kaiserkrone zu holen und Recht und Gerechtigkeit zu üben, da geleitete ihn Herrmann und fehlte bei keinem seiner Züge, welche man Römerzüge nannte, obwohl gewöhnlich viele von den Deutschen nimmer heimkehrten. Damals hörte man wieder neuerdings von dem Bedrängniß der Christen im heiligen Lande. Bernhard v. Clairvaux, ein frommer heiliger Mann, der sich um unsere Kirche große Verdienste gesammelt hatte, kam selbst nach Deutschland, und forderte in feurriger Rede König Konrad als den Schirm- und Schutzherr der Christenheit auf, den bedrängten Christen im Morgenlande zu helfen.

Konrad hörte in der Stimme des frommen Mannes die Stimme des Himmels; Gott will es, sprach er, und unternahm den Kreuzzug. Herrmann theilte gleich fromme Gesinnungen, und schloß sich mit seinen Dienstmannen dem königlichen Zug an.

Nach dem Tode Konrads fiel die Wahl auf Friederich, den die Italiener den Rothbart nannten. Denn er war ein Hohenstaufe, und dabei zierten ihn so viele Tugenden, daß im ganzen deutschen Reiche wenige Fürsten der höchsten Krone des christlichen Europas, der deutschen Krone, so würdig waren, wie Friederich.

Allgewaltig gedachte dieser zu herrschen, wie weisand Karl der Große, der zuerst die Kaiserkrone auf seinem Haupte trug, geherrscht hatte.

In Italien waren indessen die Bürger reich und wohlhabend geworden, und hatten unter den frühern Kaisern die Zügel der Regierung kaum vermerkt. Sie wußten sich von denselben viele Vorrechte und Freiheiten zu verschaffen, von denen sie jetzt nicht lassen wollten. Als daher Friederich in alter Weise Machtgebote erließ, alte Ansprüche geltend machte und strengen Gehorsam forderte, da murrten die Bürger und traten mit den Waffen ihm entgegen. Sie fanden einen Schutzherrn in dem Papste, dessen Rechte und Macht er gleichfalls beschränken wollte. Auch in Deutschland selbst fehlte es nicht an Herren und Fürsten, die mit Friederichs Regiment nicht ganz zufrieden waren. So fand denn dieser Kaiser viele Feinde, und unter Krieg und Kampf verfloß der größte Theil seines Lebens. Doch die Erfahrung mäßigte seinen Eifer, änderte seine Gesinnungen und stimmte sein Gemüth um; er bestätigte in einem ehrenvollen Frieden zu Costuz 1183 den italienischen Städten ihre Rechte und Freiheiten, und mit Alexander III., einem würdigen Oberhaupte der Christenheit, söhnte er sich aufrichtig aus. Markgraf Herrmann zu Baden hatte den Kaiser in seinen vielen Kämpfen nie verlassen; er war selbst genöthiget, sein eigenes Gebiet gegen die Feinde desselben zu vertheidigen, aber er blieb ihm dennoch treu und ergeben.

Auch im Uebrigen theilte er die frommen Gesinnungen der Bessern seiner Zeit. Der schon oft benannte Kaiser Friedrich hatte einen Reichstag zu Mainz gehalten, den er selbst Gottestag nannte. Hier riefen wieder alle Fürsten, Herren und Ritter auf die Anrede des päpstlichen Gesandten: Gott will es, und befesteten sich augenblicklich das Kreuz auf die Schultern. Der Kämpfer, welche unter diesem Kaiser den Kreuzzug mitmachen wollten, waren es so viele, daß man durch eine besondere Anordnung dem Eifer Schranken setzen mußte. Von den fünf Haufen, in welche das Kreuzheer eingetheilt war, führte Markgraf Herrmann den dritten. Die gött-

liche Vorsehung vergönnte ihm noch auf diesem Zuge den Tod seines Kaisers und Freundes zu beweinen, der im Flusse Seleph beim Baden ertrunken war. Aber dann starb auch er dahin, ohne die Freude zu genießen, die heilige Stadt aus den Händen der Ungläubigen befreit zu sehen.

Seine zwei Söhne, Herrmann V. und Heinrich theilten sich in sein Erbe. Besonders erbte Herrmann auch die Tapferkeit und die Treue gegen das Kaiserhaus. Seine Zeitgenossen schätzten seine Tapferkeit und nannten ihn nur „Herrmann den Streitbaren.“ Aber auch so wie die Väter gethan, wollte er ein anderes Gedächtniß zurücklassen, und darum gründete er zu Ulm für die Herren des Deutschordens eine Commende, während seine Gemahlin Irmengard, eine Gräfin von Bären, für die Cysterzienser Nonnen das Kloster Lichtenthal bei Baden stiftete. Die Herren des Deutschordens, die zur Zeit der Kreuzzüge aufgekommen sind, waren damals in deutschen Landen hochgeachtet. Sie geleiteten sicher und ungefährdet fromme Pilger zu dem heiligen Grabe nach Jerusalem. Das heutige Königreich Preußen unterwarfen sie mit ihrem Schwerte dem Christenthum, einer bessern Kultur und frommer Gestiftung. Darum vergabten manche Fürsten ihnen beträchtliche Güter, und förderten auf jegliche Weise das Emporkommen dieses Ordens. Diesen frommen Gedanken hatte auch Herrmann, und stiftete darum, wie gesagt, eine Commende.

Sein Enkel Friederich, welchen seinem Sohne Herrmann dem Kleinen die Wittve des Herzogs Leopold von Oestreich geboren hatte, folgte dem letzten Hohenstaufen, dem Herzog Konradin von Schwaben, auf seinem unglücklichen Zuge nach Neapel. Dieser, nämlich der Enkel Friederich II., wurde nach dem Tode seines Vaters am Hofe seines Oheims, des Herzogs Ludwig von Baiern, erzogen, und verlebte alsdann längere Zeit auf seinen Schlössern in Schwaben und besonders am

Bodensee. Dahin waren zu ihm über die Alpen die Anhänger seines Hauses gekommen, ihn aufzufordern, damit er Besitz nähme vom Throne seines Vaters, welchen unrechtmäßiger Weise ein Franzose, Karl von Anjou, ihm weggenommen hatte.

Konradin folgte, und sein Freund Friederich zog mit ihm. Eine unglückliche Schlacht brachte sie in die Gefangenschaft dieses Franzosen, der unedel genug war, durch eine Anzahl feiler Diener der Gerechtigkeit ihr Bluturtheil auszusprechen. Konradins Haupt, des letzten Sprößlings der einst so mächtigen Hohenstaufen fiel zuerst vom Bloke, und ihm folgte das seines Freundes Friederich, der, wie im Leben, so auch im Tode sich nicht von ihm trennte, und mit seinem Blute die mehr denn hundertjährige Treue seiner Väter für dieses Kaiserhaus besiegelte, eingedenk der Lehre des alten Sirachs: „Siehe zu, daß du einen guten Namen behaltest. Ein Leben, sei es so gut als es wolle, so währt es eine kleine Zeit, aber ein guter Name bleibt ewiglich.“

Nach diesen Worten kehrten wir in ernster Stimmung nach Hause zurück, und mein erstes Geschäft war, das mir Erzählte aufzuschreiben, um es dir, lieber Leser, wieder zu erzählen, was ich hiemit gethan habe.

Das Brautfest zu Venedig.

(Mit einer Abbildung.)

Auf den dunkeln Fluthen siehet
Eine Marmorstadt erbaut,
Führt im Schild Sankt Markus Löwen
Nannt sich einst des Meeres Braut:
Ist gefallen auch die reiche,
Herrlich glänzt sie noch als Leiche.

Deine Stirn Venedig zieret
Noch Sankt Markus goldner Dom,
Und die Mauern in dem Meere
Dämmen noch der Wogen Strom:
Wer's nicht weiß, was du gewesen,
Kann's an jedem Steine lesen.



Das Branifest zu Mendig.

Denn der Ruhm von tausend Jahren,
Den die kühne Stadt errang,
Wandelt noch als bleicher Schatten
Ihre Straßen still entlang,
Um die Gräber jener Ahnen
Mit des Sieges stolzen Fahnen.

Die Byzanzens Thor erbrachen,
Die gewonnen Griechenland,
Asiens Schätze, Cyperns Krone,
Mit der kühnen Heldenhand;
Die ins fernste Meer gezogen
Land zu suchen in den Bogen.

In den Schlachten kühne Streiter,
Klug und ruhig in dem Rath,
Kunstgeübt im Werk der Hände,
Unermüdet bei der That,
Haben sie, was sie errangen
Am Altare aufgehangen.

In der Kirche Sankt Pietro,
Eine Krone in dem Haar,
Stehn verschleiert alle Bräute,
Weißgekleidet am Altar;
Denn nur einmal in dem Jahre
Werden hier getraut die Paare.

Ihre kleine Hochzeitgabe
Trägt im Körbchen jede Brant
Und es rauschen Festgesänge
Auf dem reinen Orgellaut
Und die Bräute und die Freier
Eint des Bischofs Segensfeier.

„Mörder,“ tönt's von tausend Stimmen,
Stille wird's im Augenblick,
Dolche blitzen durch die Hallen
Lange weicht das Volk zurück,
Und es stehn im Flugeschritte
Räuber in der Bräute Mitte.

Wie ein Kind vor Schreck erstarret,
Das mit duft'gen Rosen spielt,
Wenn daraus mit spitzer Zunge
Pldßlich eine Schlange zielt:
So die Mägdelein all erbeben,
Wehrlos steht das Volk darneben.

Blitzschnell hinweggerissen
Bei dem seidenen Lockenhaar
Zu den leichten Räuberschiffen
Von dem heiligen Brautaltar,
Sind ans Segel sie gebunden
Schnell dem schärffsten Blick entschwunden.

Doch die Doge und die Freier
Stürzen eilig nach dem Meer,
Waffen tönt es durch die Straßen,
Jeder greift zu Schwert und Speer
Und mit scharfen Ruderzügen
Windeschnell die Barken fliegen.

Auf der Insel von Raorle
Trafen sie die Räuberschaar,
Die sich streiten um die Beute,
Ihres Nahens nicht gewahr.
Ha, wie da die Schwerer klangen
Die Benedigs Söhne schwangen.

Wütend wehrten sich die Räuber
Mit den Dolchen lang und scharf,
Doch die kühnen Schreiner waren's,
Deren Streich sie niederwarf,
Die mit Hämmern hochgeschwungen
Muthig auf sie losgesprungen.

Jauchzend im Triumphe kehren,
Sieger, sie zur Stadt zurück,
Jeder hält im starken Arme
Seine Brant mit frohem Blick,
Die er erst mit süßen Bitten
Nun im heißen Kampf erkritten.

Eine Gnade, sprach der Doge,
Werde jedem heut gewährt,
Die zu Schiff die schnellsten waren
Die als Helden sich bewährt,
Wähle, edle Kunst der Schreiner,
Denn es focht so muthig keiner.

Und Benedigs Söhne sprachen:
Uns gelüstet nicht nach Gold,
Komme, Herr! an diesem Tage,
Dieses sei der höchste Sold,
Uns die Ehre zu erweisen,
Gott mit dir dafür zu preisen.

Also sprach in alten Tagen
Hoher Muth im niedern Stand,
Und der Doge reichste freudig
Zur Gewährung seine Hand,
Und es ward, was er versprochen
Tausend Jahre nicht gebrochen.

Jährlich in der Kirch der Schreiner
Zog der Dog in großer Pracht;
Jährlich haben Wein und Hüte
Sie ihm vor dem Zug gebracht;
Daß er Regen nicht noch Hitze
Zur Entschuldigung vorschütze.

Und das Fest der muthigen Schreiner
Aus Venedigs erster Zeit:
Wie die kleine Stadt der Insel
Ihre Bräute kühn gefreit,
Hielt die Königin der Meere
Stets in festlich hoher Ehre.

Der Erdapfel.

Es mag wohl unsern Lesern nicht unangenehm sein, etwas aus der Geschichte der Frucht zu erfahren, die sie fast alle Tage genießen, und die ein Hauptgegenstand bei dem Feldbau ist. Es wird sie freuen zu vernehmen, wer diese Wunderfrucht zuerst zu uns gebracht, denn sie war nicht bei uns einheimisch, — wer sie zuerst angebaut und wo dies zuerst und wann es bei uns geschehen. Auch wird es ihnen nicht unlieb sein, etwas über den Gebrauch, die Pflege und Erhaltung der Kartoffeln zu erfahren. Der Erdapfel, die Erdbirne oder Grundbirne ist, wie die Leser wohl alle wissen, nicht eine Frucht wie der gewöhnliche Apfel, sondern die knollige Wurzel einer Pflanzengattung, von der man bereits über 300 Arten kennt, welche meist in warmen Ländern, besonders Südamerika wachsen. Doch kommen auch ein paar Arten in unserm Deutschland wildwachsend vor; sie besitzen aber giftige Eigenschaften. Der Name Kartoffel stammt aus dem italienischen Tartufo — Tartufulo — und ist wahrscheinlich von den Deutschen in Kartoffel umgewandelt worden.

Erst vor etlichen 100 Jahren kam der knollige Nachtschatten (*solanum tuberosum*) — so heißt der eigentliche Name des Erdapfels — aus Amerika zu uns. Er stammt aus den Ländern Virginien und Chili. Der englische Admiral Walter Raleigh soll die Europäer zuerst damit bekannt gemacht haben im Jahre 1585. Der berühmte englische Admiral und erste englische Weltumsegler Franz Drake schickte 1586 aus Amerika einem Freunde in England Kartoffeln zur Aussaat, und schrieb dazu: „die Frucht dieses Gewächses sei so vortreflich und nahrhaft, daß er ihren Anbau für sein Vaterland für höchst nützlich halte.“ Beinahe hätte aber sein Freund die Kartoffeln aus seinem Garten wieder herausreißen und wegwerfen lassen. Denn er dachte, Franz Drake habe mit dem Wort: „Frucht“ die Samenknollen (Beeren) gemeint, die oben am Kraut hängen. Da es nun Herbst war, und die Beeren gelb wurden, lud er eine Menge vornehmer Herren zum Gastmahl ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam auch eine zugedekte Schüssel, und der Hausherr stand auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, worin er diesen sagte, er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht mitzutheilen, wozu er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Drake, mit der Versicherung erhalten hätte, daß ihr Anbau für England höchst wichtig werden könne. Die Herren aus dem Parlamente kosteten nur die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmet bestreut war. Darauf urtheilten sie alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut sein, aber für England taugte sie nicht, indem sie hier nicht reif werde. Da ließ denn der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelstöcke herausreißen, und wollte sie wegwerfen lassen. Aber eines Morgens im Herbst ging er durch seinen Garten und sah in der Asche eines Feuers, das sich der Gärtner angemacht hatte, schwarze runde Knollen. Er zertrat einen, und siehe, er duftete sehr lieblich. Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären, und der sagte ihm, daß sie unten an den Wurzeln des fremden amerikanischen Ge-

wächses gebangen hätten. Nun ging dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen sammeln, zubereiten und lud dann die Parlamentsberren wieder zu Gaste, wobei er wieder eine Rede gehalten haben mag, deren Inhalt der gewesen sein wird, daß der Mensch, wenn er bloß nach dem urtheilt, was oben an der Oberfläche ist, und nicht auch tiefer gräbt, manchmal gar sehr irren könne. Von England und Ir-land kamen die Kartoffeln nach Holland und Frankreich. Der päpstliche Gesandte baute dieselben zu Ende des 16ten Jahrhunderts in Holland und im Jahre 1616 wurden sie noch als eine Seltenheit an der königlichen Tafel zu Paris verspeist. Im Jahre 1650 wurden sie in Deutschland und zwar zuerst im Boigtlande angepflanzt; ins Würtembergische brachte sie ein Kolonist, der Waldenser Antoine Seignoret im Jahre 1710; in Niedersachsen aber wurden sie erst um das Jahr 1740 angebaut. Die Geschichte der Kartoffel ist ein starker Beweis von dem Einflusse der Macht; über zwei Jahrhunderte fand dieses Gewächs den bestigsten Widerstand; endlich trug Ludwig XV. mitten unter seinen Höflingen einen Strauß von Kartoffelblüthen, und der Anbau wie die Benutzung der Kartoffeln wurde sogleich in ganz Frankreich vorherrschend. — Lange Zeit diente der Kartoffel bloß zum Viehfutter, aber nach und nach gewöhnte sich auch der Mensch an ihre Speise. Parmentier, ein Franzose, machte ihre Cultur allgemein in Frankreich. Er machte durch seine Werke und Erfahrungen die vorzüglichen Eigenschaften jener Pflanze bekannt. Schon mehrmal hat seit dem dieses Gewächs bei dringender Getreidetheuerung den Mangel an Nahrungsmitteln für die Bevölkerung Europas erleichtert. Doch müssen wir auch vor einem Mißbrauche warnen, der mit dem Kartoffel, wie mit edlem Getreide getrieben wird, vor einem Gifte, das man durch Destillation kennt: dem Branntwein. Ach,

leider haben die Europäer, bis die edlen Kartoffeln aus Amerika brachten, und ihren nützlichen Gebrauch allgemein verbreiteten, auch die Schande, dieselbe in eine andere Gestalt, als Gift, den Amerikanern wiederzubringen! Man kann die Erdäpfel gar verschieden zubereiten; man macht daraus Mehl, Stärke, Haarpuder, Brot, sogenannten Sago, Kuchen, Cor-ten, Confekt, Gemüse, Tabaksdosen, und sogar, durch eine besondere Behandlungsart Zucker; auch sind sie, und was davon abfällt, ein brauchbares Mittel zur Thiermästung.

Es giebt manigsaltige Abarten der Kartoffeln, welche je nach dem verschiedenen Boden, wo sie aufgebaut werden, und nach dem Zwecke, wozu sie dienen sollen, verschiedene Vorzüge haben. Man unterscheidet besonders süße und frühe Kartoffeln. Den angenehmsten Geschmack haben wohl die kleinen weißen, runden und länglich runden Kartoffeln, doch auch mehrererote, röthliche und gelbe schmecken sehr gut, je nachdem sie in einen leichten troknen, oder festen und nassen Boden gewachsen sind. Die Zuckers- oder Sommerkartoffel, auch die englische und holländische genannt, ferner Nierenkartoffel sind besonders beliebt; auch die afrikanische oder marmorirte Kartoffel mit runden, großen, dunkelvioletten oder schwarzblauen und weißfleckigen dünnchaligen Knollen, die eingebeß, sehr süß schmeckendes Mehl enthalten, sind sehr fruchtbar und zum Essen vorzüglich gut. Eine sehr schätzbare Abart, und zwar die allerfrüheste ist die sogenannte peruanische Kartoffel, welche erst seit einigen Jahren vorzüglich bekannt geworden ist. Peru ist auch das eigentliche Vaterland der Kartoffeln.

Man kann nicht genug Sorge tragen, eine so kostbare, schmackhafte und ergiebige Pflanzart, wie die Kartoffel, gut zu erhalten und zu verbreiten. Es ist oft sehr schwer zu verhindern, daß die Kartoffeln schon vor April und Mai keimen und sich in überflüssigen Trieben erschöpfen, besonders wenn sie sich an tief gelegenen Orten befinden, wo Alles ihr Wachsen begünstigt. Die

Benutzung solcher Erdäpfel, die schon gefeimt haben, ist vielleicht eine der Ursachen ihrer Ausartungen, worüber man sich an mehreren Orten beklagt. Das Verfahren des Herrn Bilmorin, eines Franzosen, hilft dem Uebelstande ab. Herr Bilmorin pflügt im Monat Februar oder zu Anfang des März alle seine Kartoffeln auf seinen Böden unterzubringen, und sie 2 bis 3, Knollen hoch daselbst auszubreiten. Die Zuglöcher oder Fenster werden den Tag und selbst die Nacht über offen gelassen, wenn man keinen Frost oder Regen befürchtet. Die so dem Licht und der Luft ausgesetzten Knollen werden an der Oberfläche grün und frisch, treiben nur sehr langsam, bleiben fest und voll, und ihre Keime behalten ihre Kraft und werden noch stärker, kurz und gefärbt, und so sind sie im Stande, bis in einer vorgerückten Jahreszeit kräftig zu wachsen, und eine gute reichhaltige Ernte zu liefern. Ist ein solches leichtes Verfahren nicht nachahmungswerth? Dem Uebel vorzubeugen ist viel vernünftiger, als ihm abzuhelfen durch Auspuzen und Entkeimen der Kartoffeln; übrigens gelingt dieß nie so ganz. Ebenso verhält es sich mit unseren Herzen, daher merken wir darauf, daß nicht eine bittere Wurzel aufwache, und Unfrieden anrichte, und viele durch dieselbe verunreinigt werden, und wir Gottes Gnade versäumen. Hebr. 12, 15.

Wunderbare Rettung aus dem Machen eines Tigers.

Die Sicherheit vor Raubthieren wissen wir so wenig zu schätzen, als die Gesundheit unseres Klima's; so wenig als ein Mensch bei gesundem Leibe den Werth der Gesundheit ganz zu würdigen vermag.

Ganz anders ist es in südlichen Ländern, z. B. im heißen Ostindien. Wo dort die Menschen nicht gerade haufenweise wohnen, ist es äußerst gefährlich, seinen Weg durch die Dickigte zu nehmen, welche Jongle heißen, und von Rohr- und Schilf-

arten gebildet werden. Löwen, Tiger und Büffel trifft man dort häufig.

Bei der Verfolgung des Tigers (Königstiger) ist der Elefant ein waferer Gebilte des Menschen. In einem solchen Falle entwickelt er seine Scharfsicht und seinen Muth im höchsten Grade. Seine Sorgfalt für seine Reiter geht so weit, daß er mit seinem Rüssel Nests abreißt, unter denen er selbst ohne das geringste Hinderniß weggehen könnte, von denen er aber merkt, daß sie an den Haudah (so nennt man den Sitz, welchen man für einen oder ein paar Menschen auf dem Rücken des Elephanten anbringt) anstoßen würden. — Wenn dieser einen Tiger wittert, was in ziemlicher Entfernung der Fall ist, so stößt er einen gellenden Schrei aus und verräth dadurch das gefährliche Thier. Macht dasselbe wirklich einen Anfall auf ihn, so hebt er den Rüssel hoch in die Höhe; denn erreicht der Tiger diesen, so ist es um den Elephanten geschehen. Die Sprünge, welche der Tiger beim Angriffe macht, sind erstaunlich; dennoch gelingt es einem wohl abgerichteten Elephanten fast immer, auch den wüthendsten Angriff abzuwehren. Er schlägt den Tiger, wenn dieser im Sprunge ist, mit dem Rüssel zu Boden, wodurch die mächtige Kaze betäubt oder gelähmt wird; inzwischen verwundet sie das Geschöß des Reiters, und nun zertritt sie der Elefant mit seinem unförmlichen Fuße. Es fällt jedoch auch vor, daß er sich zurückzieht. In diesem Falle ist das Leben des Reiters in größter Gefahr, denn der Tiger kann nun leicht von hinten auf den Rücken des Elephanten springen, und die Person, die im Haudah sitzt, packen, ehe sie sich zur Vertheidigung nur umdrehen kann. Dieses fiel vor einigen Jahren unter folgenden merkwürdigen Umständen vor.

Eine Partie Europäer, Indigopflanzer und Offiziere von einem eingebornen Regimente ritten in das Jongle auf die Tigerjagd. Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie eine ungeheure Tigerin aufspagten, die mit der größten Unerfrohenheit einen der Elephanten angriff, der erst kurz vorher erkaufte und noch nicht erprobi' wor-

den war. In Schrecken gesetzt, drehte er sich plötz-
lich um, gerade in dem Augenblicke, als ihn der
Tiger angriff, und floh. Vergebens bot der Mo-
haut (der Treiber) alle List auf, um ihn mit dem
Gesicht wieder nach dem Tiger hinzulenken. Die
behebende Bestie sprang augenblicklich auf seinen
Rücken, packte den im Handab sitzenden Europäer
beim Schenkel, brachte ihn schnell auf die Erde
herab, und trug ihn, besinnungslos vom Falle,
auf ihren Schultern nach dem Jongle zu, gerade
wie ein Fuchs eine Gans fortträgt. Jede Jagd-
büchse war auf ihn gerichtet; man wagte es aber
nicht, Feuer zu geben, aus Furcht, den Unglück-
lichen zu treffen. Er drang schneller durch das
Dickicht, als es diese Elephanten thun konnten,
so daß ihn die Jagdpartie bald aus den Augen
verlor; doch folgte man noch der blutigen Spur,
um wenigstens des Freundes Leichnam zu retten.
Die Blutflecken wurden immer schwächer und
schwächer, bis man endlich tief im Schilfe alle
Hoffnung aufzugeben anfing. Auf einmal stieß
man ganz unerwartet auf die Tigerin, die zu ih-
rem Erlaunen todt dalag, den Unglücksgefährten
immer noch in ihrem Rachen haltend. Man
sprach zu ihm, aber durch den großen Blutver-
lust ohnmächtig geworden, gab er keine Antwort.
Schnell schnitt man den Rachen des Thieres auf,
brach die Kinnbacken auseinander und nun erst
war man im Stande, die Spizähne aus der
Wunde zu ziehen. Glücklicher Weise war ein Chi-
rurgus bei der Gesellschaft, der den Patienten
sorgfältig behandelte. Alles athmete freier und
wünschte sich Glück zu der sonderbaren Rettung.
Man brachte ihn in die nächste Behausung; un-
ter der sorgsamten Pflege schlug er bald seine
Augen auf und erzählte seinen Freunden, was
vorgefallen war.

Der Sturz vom Elephanten und der Blutver-
lust hatte ihn seiner Besinnung beraubt. Als er
wieder zu sich kam und sah, daß er auf dem Rück-
en der Tigerin lag, die in schnellen Sätzen durch
das Jongle drang, wobei ihm Gesicht und Hände
von den Dornen und Gesträuchen verletzt wur-
den, gab er sich anfänglich selbst auf. Bald aber

fiel ihm ein, er habe ein Paar geladene Pistolen
in seinem Gürtel stecken. Mehrere Versuche, eine
davon herauszuziehen, wurden durch die Schwä-
che vereitelt, die ihm der Blutverlust verursachte.
Auf die Länge gelang es ihm aber, und er feuerte
nach dem Kopfe des Tigers. Der Schuß hatte
aber keinen andern Erfolg, als daß ihm das
Thier einen schmerzhaften Ruck gab, seine Zähne
noch tiefer in das Fleisch hineinstieß und seine
Sprünge beschleunigte. Dieses machte ihn wie-
der besinnungslos. Wenige Minuten mochten
verflossen sein, als seine Sinne wiederkehrten; er
zog das zweite Pistol, hielt die Mündung unter
das Schulterblatt des Tigers, wo das Herz lie-
gen mußte und drückte los; das Thier stürzte nun
todt nieder, ohne zu heulen oder zu julen.

Noch war die Gefahr nicht vorüber. Er hatte
keine Kraft um Hülfe zu rufen, und als er hörte,
daß seine Freunde herankamen, befürchtete er, sie
möchten weiter gehen, ohne ihn zu bemerken;
glücklicher Weise war es anders, und ein lahmes
Bein war die einzige Folge der schrecklichen Ge-
fahr, worin er sich befunden hatte.

Die Christenraube.

(Mit einer Abbildung.)

Würgend wie die Wölfe von den Bergen, sie-
len in alter Zeit bereits mit jedem neu wiederkeh-
rendem Jahre die Türken in Ungarn ein. All-
leuthalben sah man Dörfer und Städte in Flam-
men, welche die Wuth dieser wilden Unmenschen
angezündet hatte. Zu tausenden wurden die Be-
wohner in Knechtschaft und Sklaverei fortge-
schleppt; verödet, gleich einer Wüste ließ der ab-
ziehende Feind jedesmal das Land zurück. Nur
wenige feste Plätze widerstanden bis jetzt dessen
Schwert. Doch auch diese sollten fallen und ganz
Ungarn aus der Zahl christlicher Königreiche
verschwinden. Ofen hatte bis jetzt tapfern Wi-
derstand geleistet den andringenden türkischen
Schaaren; aber immer mehr schwand die Zahl
christlicher Vertheidiger auf den Wällen, und sie



Die Christenraube

gend erstürmte der Muselman die Mauern, warf herunter in den Staub von den Thürmen des Kreuzes Fahne. Und fortan sollte auf denselben der Halbmond glänzen. Die wenigen Helden, welche nicht unter dem feindlichen Schwerte bluteten, traf ein herberes Loos, als selbst der Tod, — als Sklaven wurden sie einzelnen Türken zur Beute. So auch Held Zapari. Mit aller Sorgfalt ließ der Türke, durch dessen Hand die Vorsehung seine Geduld, Standhaftigkeit, und seinen christlichen Heldensinn prüfen wollte, den Schwerverwundeten pflegen, damit er ihm sein neugeschenktes Leben zur steten Qual und gleichsam zum beständigen Tode schaffen könne. Sklaven ergriffen den christlichen Helden und trieben, nachdem er wieder die Gesundheit erlangt hatte, ihn unter Geißelhieben, an den Pflug gespannt, auf dem Felde umher, und er, vor dessen Blitze vormals türkische Paschas erblaßten, mußte nun von schweren Ketten belastet, den Acker pflügen. Doch ihn ermutigte des Christen Glaube und die Strahlen der Hoffnung. Aber Monate vergingen und noch brachte kein Tag ihre Erfüllung. —

Endlich nahte sich wieder das Christenheer den Mauern der Donaustadt. Karl, Herzog von Lothringen führte es an. Nach kühnem Kampfe kam diese Stadt wieder in des deutschen Kaisers Gewalt. Die Stunde der Vergeltung war nun für den türkischen Unmenschen gekommen. Die Fesseln, in denen Zapari geschmachtet hatte, die trugen nun seine eignen Hände. Angst und Verzweiflung, so wie sein böses Gewissen sie wecken mußte, hatten ihn in den Kerker begleitet, und die höchste Qual ihn bereitet, da er hörte, daß er fortan Zapari's Eigenthum, Zapari's Sklave sein sollte — Zapari's, den so grausam er gemißhandelt hatte. Horch, schon vernimmt er in seinen Kerkermauern Tritte, eine Stimme, und deutlich erkennt er darin Zapari's Stimme. Hastig greift er nach dem Gifte; denn kein andres Loos erwartete er, denn das er selbst Zapari bereitet hatte. „Hamsa — spricht aber der christliche Held — Hamsa! vernimm des Chri-

sten Rache. Ohne Lösegeld, frei von Ketten kehre heim, zum Trost deines Weibes und deiner Kinder, und der Herr beschütze dich auf dem Wege.“ Wie vom Blitze getroffen fühlte sich der Türke; dahin war sein wilder Unmuth, und ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen. Auf die Erde fiel er nieder und küßte Zapari's Füße. „Deine Milde“, sagte er, „hat meinen Zorn gebrochen. Schenken willst du mir das Leben, mich befreien will dein edles Herz; doch sieh, schon starrt das Blut in meinen Adern vom Gifte, das ich trank. Nur ein Wunsch ist mir noch; eines nur ist's, nun das ich dich noch lebe, schenke mir das heilige Gut des Glaubens, der am Feinde solche Rache euch gebet.“ Zapari entsprach seiner Bitte; ruhig und heiter schied alsdann aus diesem Leben, veredelten Gemüthes der Neubefreite; von schwerer Last befreit, hauchte er den letzten Athemzug in den Armen des Helden aus.

Unter heißen Thränen begleitete Zapari die Leiche; mit dem Kreuze und Blumendüften schmückte er das Grab. Und noch heute weiß Ofen, die Donaustadt, zu rühmen, wie Held Zapari an Hamsa Christenrache nahm.

Defen und andere Arten Feuerungen.

Ein neues sicheres Mittel, das Durchdringen des Rauchs bei gußeisernen Defen zu verhüten, ist folgendes: Man richtet die Defen so ein, daß sie locker zusammengefügt und die Fugen mit feinem Sand angefüllt werden können, weil selbst eine sehr dünne Schicht feinen Sandes nicht den mindesten Rauch durchläßt. Sind aber die Defen nur mit einer Falze versehen, so verstopft man die Fugen mit Asbest, der mit etwas reinem Thone vermischt und mit Salzwasser benetzt ist. Dieses Zwischenmittel verbindet sich fest mit Eisen und gewährt große Dauerhaftigkeit.

In Paris sind Defen erfunden worden, die mit Weingeist geheizt werden, und durch Wohlfeilheit, Leichtigkeit und Schnelligkeit der Heizung sich auszeichnen. Der ganze Apparat

wiegt nicht über 6 Pfund, und kann, selbst wenn er angezündet ist, leicht von einer Stelle zur andern getragen werden. Für 8—9 Kreuzer Weingeist kann man mit ihm sehr schnell Speisesäle, Schlaf- und Ankleidezimmer und überhaupt Orte heizen, an denen man sich gewöhnlich aufzuhalten pflegt. Besonders nützlich zeigt sich ein solcher Ofen auf Reisen, weil er sich leicht zerlegen, in eine Schachtel packen und wieder zusammensetzen läßt, wenn man ein warmes Zimmer haben, Wasser heizen und Wäsche trocknen will. Auf dem Lande, an feuchten Orten, an den Frühlings- und Herbstabenden, bei Kranken leistet er vorzügliche Dienste. Der ganze Apparat mit einer Flasche Weingeist und einem Maßgefäße für den Weingeist kostet in Paris 15 Franken, zum Reisegebrauche eingerichtet 20 Franken (7 und 10 Gulden).

Der Engländer *Maw* erfand eine, bei jeder Art von Feuerung anwendbare rauchverzehrende Vorrichtung. Sie besteht darin, unterhalb des Kofes einen Behälter anzubringen, in welchen das frische Brennmaterial gebracht und durch die abwärts wirkende Hitze des Feuers hinreichend erhitzt wird, um die dampf- und gasförmigen Stoffe, welche den Rauch bilden, abzugeben. Diese Stoffe werden vom Feuer verzehrt, durch welches sie hindurchströmen. Wenn das Brennmaterial hinreichend verkohlt ist, so bringt man es zur völligen Verbrennung auf den Kof, und in den Behälter thut man eine neue Quantität. Der Nutzen dieser Erfindung soll sich vorzüglich bei Steinkohlen bewähren.

Bei dem rauchverzehrenden Ofen den der Franzose *Lecour* erfand, wird die vom Heerde emporsteigende Rauchsäule beim Eintritt in den Apparat, von einer Luftsäule getroffen, durch deren Druck sie wieder in den Heerd getrieben wird, um daselbst vollkommen verbrannt zu werden. Dieß geschieht mit einer bedeutenden Ersparniß von Brennmaterial, ohne Verminderung der Wärmekraft. Zu diesem Vortheile kommt noch (wenn der Apparat in manchen Werkstätten angewendet wird) die Verhütung des un-

gesunden Steinkohlenrauchs und, weil bei ihm kein Ruß sich ansammelt, die Verhütung der hierdurch oft entstehenden Feuersbrünste.

Selbstspeisende Feuerungen erfand *Bodmer* in England. Bei einer derselben besteht der Kof aus einem Cylinder, auf dessen Umfange die Kofstäbe hohlcylinderförmig angebracht sind. Dieser Cylinder wird mittelst eines Räderwerks in eine langsam um seine Achse gehende Bewegung versetzt, wodurch das aus einem runden (bogenförmigen) Zuführungsgange auf denselben fallende Brennmaterial jedesmal auf eine andere leere Stelle des Kofes fällt, in Brand geräth, und, wenn es gehörig verbrannt ist, nach unten zu als Asche u. s. w. in einen besondern Raum geworfen wird. Aus letzterem entfernt man diese Gegenstände von Zeit zu Zeit.

Eine andere Vorrichtung desselben Erfinders unterscheidet sich von der ersten dadurch hauptsächlich, daß bei ihr kein cylindrischer, sondern ein in einer ebenen Fläche liegender, aber etwas schräger und langer Kof angewendet wird, auf welchen das Brennmaterial, von dem hinteren gedrängt, sich langsam hinschiebt. Schwerlich möchte eine solche sich selbst speisende Feuerung in Anwendung kommen.

Der Professor *M...* in *B...* starb, da er eben einen Spaziergang machen wollte, vom Schlagfluß getroffen auf offener Straße. Seine letzten Worte waren: Himmel Saframent, jetzt muß ich sterben! Ein Student, der Zeuge seines Todes gewesen war, begegnete auf dem Rückwege dem Professor *M...* und erzählte ihm *M...*'s plötzlichen Tod mit dessen letzten Aeußerungen. „Gut,“ erwiderte *M...*, der keinen Einfall unterdrücken konnte: „so ist er doch nicht ohne Saframent gestorben.“

Schilt nur nicht zum Doktor *S...* sagte ein irländischer Hauptmann. Er besorgte einst einen jungen Offizier von unserm Regiment, und er stopfte ihn so unbarmherzig mit Mixturen und Pillen voll, daß der arme Junge noch vierzehn Tage krank blieb, als er wieder hergestellt war.

Prinz Eugen.

(Mit einer Abbildung.)

Ein Städtlein liegt im Schwabenland,
Dort sprach ein Held einst zu,
Der Held war Prinz Eugenius
Die Stadt Neutlingen du.

Da fing der Rath zu rathen an,
Sie rietthen hin und her,
Was sie dem Prinz Eugenio
Erwiefen für ein Ehr.

Sie sprachen dieß, sie sprachen das:
Vom goldnen Lorbeerkranz,
Vom Vivatruf und Festgesang
Und einem Ehrentanz.

Nach Rathen lang und Rathen breit,
Sie kamen überein,
Dem Prinz Eugenio zu bringen
Vom Neutlinger Wein.

Sie traten vor den Helden hin
Mit ihrem sauren Wein,
Und einen Krug gar weit und hoch,
Den schenkten sie ihm ein.

Da saßt ein Herz Eugenius
Und zieht die Braunen ein,
Und trinkt so schnell er immer kann,
Den sauren Ehrenwein.

Sie denken, ei dem schmeckt es wohl,
Der hat den wahren Zug,
Und füllen drum außs Neue auf
Den breiten Ehrenkrug.

Ach, armer Prinz Eugenius!
Wie wird so schief dein Mund,
Du drückst die Augen wahrlich zu,
Als wär's dein letzte Stund.

Wohl seht der Held den Becher an
Doch leeret er ihn nicht,
Er reichet ihn dem Schenken dar,
Und zu dem Rath er spricht:

Biel lieber nähm zum zweiten Mal
Belgrad im Sturm ich ein,
Als daß ich tränk hinwegwiderum
Vom Neutlinger Wein.

Habt ihr im Keller sauren Wein,
Dann trinkt ihn fein allein,
Und ladet doch die Gässe nicht
Auf euren Essig ein.

Ueber die Witterung.

Die Atmosphäre mit all' in ihr befindlichen Stoffen ändert öfters ihren Zustand; täglich ja stündlich ist sie dem Wechsel unterworfen. Den jedesmaligen Stand der Luft bei oder nach solchen Veränderungen, welche bald vortheilhaft, bald nachtheilig auf die Thier- und Pflanzenwelt wirken, auch die Sinne und das Gemüth des Menschen bald auf eine angenehme, bald auf eine unangenehme Weise rühren, pflegt man unter dem Namen Wetter oder Witterung zu begreifen. So sagt man, das Wetter sei schön, wenn die Luft hell, und der Himmel heiter ist; das Wetter

sei schlecht, wenn die Luft trübe, und der Himmel besonders mit Wolken überzogen ist, oder auch, wenn es regnet. In mancher Beziehung kann auch ein schönes Wetter nicht gut, und ein schlechtes Wetter nicht übel sein: es ist ein schönes Wetter z. B. nicht gut, wenn die Pflanzenwelt zum Wachsen und Gedeihen des Regens bedarf; und ein schlechtes Wetter nicht übel, ja oft sehr wohlthätig, wenn der Regen nach langer durrer Zeit der Thier- und Pflanzenwelt zur Erquickung dient. Auch vom heißen und warmen Wetter, so wie vom kalten und kühlen Wetter ist oft die Rede.



Prinz Eugen.

ni dem Jönker in
alten Tag,
in auf's Neue
denkmal.
Prinz Eugen
hof den Prin
Hagen wähl
e 1792 Graf.
er Feld der Fein
im Jahr,
den Schicksal
Karl er Jünger:
wollen zum großen
im Jahr,
hat manchen
für die
Kaiser waren Sie
im Jahr,
die Götter mit
g in.
wenn die Zeit mit
denn mit Wille der
in es regnet. In so
ich ein kleines Dorf
und Wasser mit der
Wasser; & mit
die zum höchsten
dort, und ein kleines
ist die wichtigste
dieser Geschichte
undung den. Auf
men Worte, die
Alexandre ist

In der Regel ist jeder Jahreszeit eine gewisse Witterung eigen. So haben wir im Januar Frost und Schnee, so auch im Februar; im März trockne kalte Luft; im April laue feuchte Luft; im Mai kühle oder mäßig warme Luft und nicht selten Regen; im Juni warme Luft, viel Sonnenschein, aber auch Wind und Regen; im Julius noch wärmere Luft, meistens heitere Tage, oft Gewitter: im August heiße, sonnenreiche, trockne Tage; im September meistens heiterer Himmel mit etwas Wind; im November Regen, Wind, auch etwas Schnee; im December Regen, Frost, Schnee. Indessen wird die Natur nicht selten diesen Regeln untreu, und bringt zu einer solchen Zeit, kalte, nasse Witterung, wo man trockenere heiteres Wetter erwartet hatte, oder umgekehrt. Das bekommt der Thier- und Pflanzenwelt oft sehr übel.

In der letzten Hälfte des Julius und der ersten des Augusts pflegt es bei uns am heißesten, in der letzten Hälfte des Januars, und in der ersten des Februars pflegt es bei uns am kältesten zu sein. Und doch haben wir den 21. Junius den längsten Tag, wo auch die Sonne des Mittags am höchsten steht; den 21. Dezember den kürzesten Tag, wo die Sonne des Mittags am niedrigsten steht. Warum ist es nicht um die Zeit der längsten Tage am heißesten, und um die Zeit der kürzesten Tage am kältesten? Antwort: die Naturforscher schreiben dieß der Anhäufung der Wärme und der Anhäufung der Kälte zu, da nämlich in unsrer Erdgegend, die Länge der Tage vom 21. Junius an bis zu Mitte Augusts, so wie die Kürze der Tage vom 21. Dezember an bis zur Mitte Februars noch immer sehr bedeutend ist, so kommt im ersten Falle bei der Kürze der Nächte an den auf einander folgenden Tagen immer mehr Wärme zu der schon vorhandenen hinzu, als durch die Kühle der Nacht verloren gegangen ist; und so kommt im andern Falle bei der Kürze der Tage an den aufeinander folgenden Ta-

gen zu der schon vorhandenen Kälte immer mehr Kälte hinzu, als sie des Tages über an Wärme gewonnen hatten. — Aber auch hier finden in manchen Jahren bedeutende Ausnahmen statt.

Die größte Sommerwärme kann bei uns am Tage 20 — 28 Grad Réaumur (über Null) betragen. Mehrere Jahre zusammengerchnet kann der mittlere Durchschnitt der Temperatur unserer Atmosphäre am Tage im Januar 12 Grad unter Null, im Februar 8 Grad unter Null, im März 5 Grad über Null, im April 8 Grad über Null, im Mai 12 Grad, im Junius 14 Grad, im Julius 18 Grad, im August 16 Grad, im September 10 Grad, im October 6 Grad, im November 4 Grad über, im Dezember 2 Grad unter Null sein.

In den letzten Tagen des Februars oder in den ersten Tagen des März pflegen die Lerchen und Störche bei uns anzukommen, die Schneegänse aber unsere Gegenden zu verlassen. In der Mitte desselben Monats kommen die Drosseln und Schnepfen; bald fängt man an zu pflügen, und in den letzten Tagen sieht man die Weizen blühen und Stachelbeerstauden sich belauben.

Im Anfang Aprils schlagen die Birken aus, die Pflirsichen blühen, bald kommen auch die Schwalben an, und der Kuckuk läßt sich hören. Nach der Mitte bis zu Ende desselben Monats blühen die Kirsch-, Birn- und Aepfelbäume, die Buchen schlagen aus und die Raikäfer fliegen. In den ersten Tagen des März hört man den Ruf der Wachteln und die Stimme des Wiesenschnorrers; in der Mitte desselben Monats blühen Eichen, Kastanien und Weißdorn, und gegen Ende Hollunder, Roggen und Wintergerste. Auch fangen nun die Bienen an zu schwärmen. Vor der Mitte des Junius blühen die meisten Gräser, und um die Mitte blühen die Weinreben, gegen Ende blühen erst Dinkel (Spelz) und Linden. Auch ist jetzt die Zeit der Heu-Ernte. Zu Anfang

des Julius blüht Hafer und Buchweizen, dann nach der Mitte erwartet man die Wintergerste, gegen Ende erntet man den Roggen, und das zweite Heu (Dehnd, Grummet). Zu Anfang August verlassen die Störche unsere Gegend: man erntet Dinkel, und um die Mitte des Monats auch Hafer, und gegen das Ende blüht die Herbstzeitlose. In den ersten Tagen des Septembers ist die dritte Heuernte, nach der Mitte reifen die meisten Obstarten, die Schwalben verlassen unsere Gegend, und die Kartoffelernte beginnt. Zu Anfang Octobers fliegt der sogenannte Weibersommer; um die Mitte ist Weinlese; dabei kommt der erste Reif und Frost, und die Schnepfen streichen. Zu Anfang Novembers verlieren die Bäume ihre Blätter und die Schneegänse kommen bei uns an. — Das ist der gewöhnliche Lauf der Natur in unserm Himmelsstriche.

So weit die Menschen auch im Auspähen der Naturgesetze gekommen, und so geschickt sie in der Berechnung der Naturprodukte geworden sind, so können sie doch die Natur selbst in ihrem Gange nicht aufhalten; sie können doch kein Mittel, das Wetter zu verändern, z. B. es gut zu machen, wenn es schlecht ist. In unserm Haushaltungskalender ist die Witterung des Jahres auf Wochen und Monate voraus verkündigt. Das konnte aber nur auf das Gerathwohl oder höchstens durch folgende Schlüsse geschehen:

Auf frühe Winter, oder auch auf kalte, schneereiche Winter, folgt meistens ein kaltes, spätes Frühjahr; natürlich deswegen, weil der sehr kalt gewordene und tief hinunter gefrorene Erdboden viel Wärmestoff von der durch die Sonnenstrahlen wieder erwärmten Luft einschluckt. Wenn im Winter viel Schnee fällt, so ist der Frühling meistens feucht, denn viel Wasser ist ja die natürliche Folge von vielem Schnee. Auf gelinde Winter folgt eher ein warmer als kalter Frühling. Es kann aber doch noch ein kalter Sommer nachfolgen. Feuchte und kurze Winter bringen dem Früh-

ling oft viele Winde mit. Auch pflegen auf schneereiche Winter viele schwere Gewitter mit Hagel zu folgen; kalte Winter mit vielem Schnee sind der Fruchtbarkeit nachtheilig. — Doch trifft selbst in diesen Fällen nicht selten das Gegentheil ein.

Die vieljährigen Beobachtungen mehrerer fleißiger Naturforscher haben gezeigt, daß unter 7200 Tagen die Zahl der trüben 2810, der heitern 1866, und der veränderlichen 2524 beträgt, daß es folglich in der Regel der heitern Tage im Jahr am wenigsten, der trüben am meisten giebt.

Es ist ausgemacht, daß manche Gegenden, die nördlicher liegen, ein angenehmeres, milderes Klima haben als südlichere. Denn in Hinsicht des Klimas kommt es nicht allein auf das südliche oder nördliche Liegen, sondern auch sehr viel auf die Umgebungen von Bergen, auf die Zahl der Waldungen, sowie auf die Erhebung der Gegenden über der Meeresfläche an. In hohen gebirgigen waldreichen Gegenden ist das Klima rauher und kälter. Hohe Berge gegen Norden halten die kalten Nordwinde auf, und befördern die Wärme durch die zurückprahlenden Sonnenstrahlen. Aber Regen und Gewitter giebt es daselbst häufiger. Bei Bergen an der Südseite zeigt sich das Gegentheil. Da, wo der Wein gut geräth ist auch gewöhnlich gute Frühlings- und Herbstwitterung. Länder, die einen feuchten Boden haben, sind im Frühjahr, Herbst und Winter reich an Nebeln; im Sommer sind sie epidemischen Krankheiten und im Herbst bösar-tigen Fiebern ausgesetzt.

Mit wahrer Zuverlässigkeit ist kein Mensch im Stande, das Wetter auf die nächste Woche voraus zu sagen. Wenn die Wetterprophezeiungen der Kalenderwoche einmal zutreffen, so ist dies, im Ganzen genommen, nur Zufall. Zu oft gehen große und mächtige Veränderungen in der Atmosphäre vor, die man, wenigstens längere Zeit vorher, nicht wissen, die man aus keinem triftigen oder recht erweisbaren

Grunde vorher wissen konnte. Einige tausend Meilen von uns kann ja in der Atmosphäre unvermuthet, und durch einen vorher nicht zu bestimmenden Zufall ein großer chemischer Zersetzungs- oder Verbindungsproceß vorgehen, wovon die Wirkungen und Folgen bis zu uns sich erstrecken. Dadurch kann die Witterung auf längere oder kürzere Zeit eine sehr bedeutende Aenderung erleiden. Und welche große physische Proceße mögen wohl nicht oft im Innern unsers Erdbkörpers vorgehen, die gleichfalls sehr auffallend nach der Atmosphäre hinwirken, und diese in einen andern Zustand versetzen. Wie könnten wir dieß vorher wissen? Vielleicht, sagte ein großer scharfsinniger Naturforscher, Lichtenberg, vielleicht ist unsere Atmosphäre nur der Schaum von einer Suppe, die unten (nämlich in der Erde) gekocht wird; und vielleicht macht die Wolke, welche zur Gewitterszeit blüht, nur das halbe Gewitter aus, und die reichliche zweite Hälfte kommt aus der Erde selbst, von dem plötzlichen Uebermaß oder dem plötzlichen Mangel der Elektricität des Erdballs.

Bis jetzt ist es uns nur möglich geworden, die Witterungsveränderungen bloß auf Tage hin mit ziemlicher Sicherheit vorher zu bestimmen, nämlich zu einer Zeit, wo die Atmosphäre schon angefangen hat, ihren Zustand zu verändern, und wo manche Körper auf der Oberfläche der Erde diese Veränderungen schon, wenn auch ganz leise, empfinden.

Es ist merkwürdig, daß in früheren Jahrhunderten die Witterung häufiger aus den gewöhnlichen Schranken trat, als in der neuern Zeit, daß man z. B. damals, wenn man den alten Chroniken trauen darf, in Deutschland zuweilen so höchst auffallend gelinde Winter hatte, wie sie seit ein paar Jahrhunderten gar nicht mehr vorgekommen sind. So hatten im Jahre 1182 die Bäume um Mariä Lichtmess schon Früchte, und im Jahr 1186 blühten die Bäume an der Ostsee im Januar. Im Jahr 1387 blühten zu Konstanz die Bäume um Weib-

nachten; man pflügte Weizen und andere Blumen zu dieser Zeit; die Mädchen kamen mit Blumenkränzen geziert, in die Kirche, und die Knaben badeten sich im Bodensee. Im Winter des Jahres 1289 blühten im Elsaß vor Weihnachten die Bäume, und der Weinstock blühte vom 13. Januar an; Blumen hatte man damals wie im Mai, und die Knaben badeten sich im freien Wasser. So soll es auch im Jahr 1290 und 1301 gewesen sein. Im Jahre 1420 trugen einige Bäume zweimal Früchte, und das Getreide hatte am 7. April vollkommene Aehren. Im Jahre 1426 blühten die Bäume am 6. Dezember, und die Felder und Gärten waren voll Blumen. Beinahe ebenso war es 1473. Auch im Jahre 1497 war der Winter so gelinde, daß die Kirschbäume im Januar blühten. Im Jahr 1586 blühten die Bäume zweimal. Von der Zeit an scheinen so außerordentliche Jahre nicht mehr eingetreten zu sein. Indessen war das Jahr 1811 auch besonders merkwürdig in Hinsicht der schönen, fruchtbaren Witterung. In diesem Jahre blühten in manchen Gegenden Deutschlands die Kirschbäume und andere Bäume ebenfalls zweimal und trugen auch zweimal Früchte.

Wenn nicht durch große chemische Proceße im Innern unsers Erdballs bedeutende Veränderungen mit letzterem vorgegangen wären, so sollte man denken, unsere Gegenden müßten in den neuern Jahrhunderten wärmer, statt kälter geworden sein, weil die Kultur des Erdbodens so sehr zugenommen hat, weil so viele Wälder ganz abgehauen, viele so sehr abgehauen worden sind.

Wohlfeile Wohlthätigkeit.

An einem der kältesten Tage des verflossenen Winters wurde ein junger Elegant in einer Straße von Paris von zwei vor Frost zitternden Savoyarden-Knaben um ein Almosen angesprochen; aber zum Unglücke hatte der Elegant kurz vorher all sein Geld verspielt, und es befand sich

kein Sous in seiner Tasche. Unfreundlich hieß er sie gehen; aber die zitternden Knaben ließen sich nicht so leicht abweisen und folgten ihm weinend, indem sie ihn versicherten, seit 24 Stunden keinen Bissen genossen zu haben. Der Jammer der kleinen Bettler rührte ihn; er sann einige Minuten nach; dann sagte er: „Folgt mir!“ — Sie gehorchten. — In einer der nächsten Straßen befand sich die Boutique eines Pastetenbäckers. Vor der Thür des Ladens blieb der junge Mann stehen, betrachtete aufmerksam den Namen auf dem Schilde und die Hausnummer, zog eine Schreibröhre aus der Tasche, blühte hinein, als ob er Namen und Hausnummer vergliche, sagte vernehmlich: „Hier ist es,“ und trat mit den Savoyarden in den Laden. — „Madame!“ sagte er zu der jungen Frau des Pastetenbäckers: „wollen Sie wohl die Güte haben, diesen Kindern ein Duzend Pastetchen zu serviren?“ — Als bald stand ein Teller mit dem Verlangten vor den lusternen Knaben, die es sich nicht zweimal sagen ließen, ungescheut zuzulangen.

Der junge Mann sah ihnen eine Zeitlang aufmerksam zu, wie sie die Leckerbissen gierig verschlangen; dann wandte er sich zu der Pastetenbäckerin und sprach: „Madame, könnte ich nicht, bevor ich meine Rechnung bezahle, ein Wort ohne Zeugen mit Ihnen sprechen?“ Die Frau stuzte wohl Anfangs ein wenig; doch der Fremde sah so anständig und so solid aus, daß sie kein Bedenken nahm, ihn in die am Laden befindliche Hinterstube zu führen. „Wissen Sie auch, Madame,“ sagte er, nachdem sie eingetreten waren, „daß Sie Feinde haben?“ — „Mein Gott! wer hat die nicht?“ — „Aber böshafte, rachsüchtige Feinde?“ — „Sie erschrecken mich!“ — „Man hat der Obrigkeit die Anzeige gemacht, daß Sie Ihre Pastetchen aus ungesunden Ingredienzien bereiten, wodurch schon Viele krank geworden sind.“ — „Schändliche Verleumdung!“ — „Lassen Sie mich ausreden! Die Anzeigen haben sich oft wiederholt; und ich bin hierher geschickt, um mich zu überzeugen. Ich habe diese Kinder mitgenommen, um an ihnen eine Probe zu machen; ein

Versuch, den man grausam nennen kann, der aber nöthig geworden ist, um in der Sache klar zu sehen. Auch würde ich ihn nicht gewagt haben, wenn ich nicht im Voraus überzeugt gewesen wäre, daß man sie verleumdet habe.“ — „Ach, mein Herr, wie vielen Dank sind wir Ihnen schuldig!“ — Aber, o! mein Gott! — eben fällt mir ein: die armen Kleinen haben die fetten Pastetchen hineingeschlungen, ohne einen Tropfen dazu getrunken zu haben; wenn sie krank würden, so würden unsere Feinde darauf schwören, wir hätten sie mit unsern Pastetchen vergiftet!“ — Ohne auf die Einwendungen des jungen Mannes zu hören, stürzte sie in den Laden zurück, füllte zwei Gläser mit Wein und reichte sie den Knaben, die sie mit großem Behagen leerten. Nachdem dieß geschehen war, hieß der junge Mann die Savoyarden sich entfernen; was sie auch unter vielen Dankesbezeugungen thaten. Dann wandte er sich mit der Bitte an die Pastetenbäckerin, ihm zu sagen, wie viel er schuldig sei? — „Nichts, mein Herr!“ fiel ihm diese hastig ins Wort: „durchaus nichts. Im Gegentheile: wir sind Ihre Schuldner. Entziehen Sie uns Ihren Schutz nicht; stehen Sie uns bei gegen unsere Feinde, die uns zu Grunde richten wollen.“ — Der junge Mann bestand auf der Bezahlung seiner Rechnung; aber sie wollte durchaus nichts davon hören, und begleitete ihn mit Dankfagungen und Komplimenten bis vor die Ladenthür.

Zags darauf hatte der junge Mann Geld von seinen Verwandten in der Provinz erhalten. Alsogleich eilte er in den bewußten Laden, wo er dießmal den Pastetenbäcker selbst fand, entdeckte ihm die List, die er angewendet, um die hungerten Kinder zu speisen, und wollte seine Schuld bezahlen. Aber der Pastetenbäcker lachte aus vollem Halse und rief: „Sagte ich es doch gleich, meine Margot habe sich ein Näschen drehen lassen!“ Auch meinte er, diese heilsame Lektion wäre für seine Alles besser wissen wollende Frau sehr heilsam; und der junge Mann mußte sich ge-

stehen, nie auf eine wohlfeilere Art wohlthätig gewesen zu sein.

Der Neger von Blech.

Folgender merkwürdige Vorfall hat sich kürzlich an einer Zollstätte zu Paris zugetragen. Den Zollbeamten waren die häufigen Durchfahrten einer eleganten Equipage, welche des Tages mehrmals hin und wieder zurück fuhr, aufgefallen. Verdacht war in ihnen aufgestiegen, doch da der Wagen stets von selbst anhielt und sich immer mit der größten Bereitwilligkeit der gefezmäßigen Durchsuchung der Beamten darbot, so war aller Verdacht wieder verschwunden. Ueberdies hatte die Equipage einen köstlichen Kutscher und hinten auf standen zwei Lakaien, von denen der eine ein Neger war, der eine äußerst reiche und geschmackvolle Livree trug. Indessen war einem der Beamten eine große Starrheit in den Blicken des Negers, so wie auch eine Art maschinenmäßiges Schaufeln in dem Ensemble seiner Bewegungen aufgefallen, seine Hände ließen nie den Riemen los und seine Füße schienen an ein und derselben Stelle wie angewachsen. Von Neugierde getrieben, bittet der Zollbeamte den Neger, herabzusteigen und ihm bei der Untersuchung des Inneren des Wagens hülfreiche Hand zu leisten. Aber er erhält keine Antwort; der andere Lakai bietet sich eifertig an. Man besteht darauf, man fährt mit der Hand nach dem Neger, dessen Glieder sich steif und hohl klingend anfühlen. Der Neger war nichts, denn eine Büchse von Eisenblech, worin man bald Wein, bald Del einpaskhte.

Zum grauen Esel.

In einer Stadt in Polen waren zwei Gasthöfe. Der eine hieß: der graue Esel, der andere: die goldene Henne. Der graue Esel war der berühmteste. In ihm kehrten alle vornehmen Herrschaften ein, und was auch der Gastwirth in der goldenen Henne thun mochte, seine Gäste zu befriedigen, immer nahm ihm der Wirth im grauen

Esel die besten Kunden weg. Der General Suwarow kam einst mit großem Gefolge in die Stadt, und wohnte mehrere Tage lang im grauen Esel. Statt eine Zeche zu machen, bat sich der Eselwirth die Gnade aus, seinen splendiden Gasthof künftig: „Zum General Suwarow“ nennen zu dürfen. Die Gnade ward ihm gewährt, der graue Esel machte dem General Suwarow Platz. Was that nun der Hennewirth? Er ließ sich einen grauen Esel malen, zog seine Henne ein, welche ihm nur wenige goldene Eier gelegt hatte, und hing das Eselcin mit der Umschrift auf: „Zum grauen Esel.“ Weit und breit war der graue Esel, als der beste Gasthof der Stadt bekannt. Alles zog jetzt in den neuen grauen Esel, und der General Suwarow stand so verlassen da, als einst auf seinem Zuge in der Schweiz gegen die Franzosen. Aber der Wirth wollte seinen General und sich selbst nicht fallen lassen. Er machte unter das Schild noch eine Anmerkung: Dieses ist der eigentliche alte graue Esel!

Russische Peitsche.

Wenn ein russisches Mädchen auf dem Punkte steht, sich zu verhehelichen, fragt der Vater, mit einer Peitsche bewaffnet, den Bräutigam, ob er diese Jungfrau zum Weibe wolle. Antwortet dieser bejahend, dann gibt der Vater seiner Tochter drei leichte Peitschenbiebe auf den Rücken, indem er zu ihr die Worte sagt: „dies, mein liebes Kind, sind die letzten Schläge, die du von deinem zärtlichen Vater erhältst. Ich übergebe meine Gewalt und meine Peitsche an deinen Mann; er weiß besser, als ich, welchen Gebrauch er davon machen muß.“ Der Bräutigam, der allzugut die Regeln des Anstandes kennt, glaubt, die Tochter werde deren nimmer bedürfen. Aber der Vater dringt auf deren Annahme, und die Peitsche wird dem Bräutigam.

Entschuldigung.

Jemand, der viel Schulden hatte, entschuldigte sich neulich damit, daß er keinen Zehnsinn habe.

Wie gelangt man zur Freiheit von Nahrungsorgen?

Erster Abschnitt.

Was hat man in Ansehung seines Erwerbes zu beobachten, um sich ein hinreichendes Auskommen zu sichern?
und zwar:

I. In Ansehung der Quelle des Erwerbes.

Regeln.

- 1) Suche einzig in deinem eigenen Fleiße, in der treuen Anwendung deiner Geistes- und Leibeskraft die Hauptquelle deines Erwerbes.
- 2) Schränke dich nicht gänzlich auf Einen Erwerbszweig ein.
- 3) Vielfältige aber auch die Anzahl deiner Erwerbsquellen nicht über die Maßen.

II. In Ansehung der Benutzung seiner Erwerbsquellen.

- 1) Lege es nicht darauf an, schnell zu einem reichlichen Einkommen zu gelangen, sondern begnüge dich Anfangs mit einer mäßigen Einnahme.
- 2) Befleißige dich bei der Benutzung deiner Erwerbsquelle stets der strengsten Rechtsschaffenheit.
- 3) Hüte dich vor dem Hange zur Bequemlichkeit und Trägheit.
- 4) Bemühe dich, dem Geschäfte, das du treibst, immer mehr Vollkommenheit zu geben.

Zweiter Abschnitt.

Was ist in Ansehung der Verwendung des erworbenen Geldes zu beobachten, wenn man sich ein hinreichendes Auskommen sichern will?

I. Vermeide alle thörichten Ausgaben.

Hierzu ist erforderlich, daß man sich von Allem richtige Einsichten von dem Werthe der äußern Güter zu verschaffen suchen muß, d. i. von ihrer Anwendung.

II. Suche die Menge der für dich nothwendig werdenden Ausgaben möglichst zu vermindern, dann wirst du die Hilfe anderer Personen weniger in Anspruch zu nehmen brauchen, darauf sehen, daß nichts, was noch benutzt werden kann, umkomme, bei der Erziehung deiner Kinder darauf hinzuwirken,

sie zur Ordnung und Mäßigkeit und überhaupt zur Einschränkung ihre Bedürfnisse zu gewöhnen.

III. Sorge für die längst mögliche Erhaltung alles dessen, was du besitzt, darum wende

- 1) Vorsicht im Vertrauen auf die Rechtsschaffenheit und Klugheit Anderer an.
 - a) Dinge von Werth, die du besitzt, stelle nie zur Schau aus.
- 2) Fliehe jene übel angebrachte Sparsamkeit, die den Aufwand scheut, der zur Erhaltung dessen, was man besitzt, erforderlich ist.
 - a) Reinlichkeit ist ein vorzügliches Mittel zur Erreichung dieses Endzweckes.
 - b) Verwahrung gegen Einbruch.
 - c) Erhalte deine Gebäude und Alles, was daran ist, in gutem Stande.

IV. Siehe auf vernünftige Oekonomie in deiner Wirthschaft. Nimm solche Maßregeln, daß du für Kost, Kleidung, Feuerung und Erleuchtung nicht mehr auswendest, als nothwendig und deinen Vermögensumständen angemessen ist.

1) für Kost.

- a) Die tägliche Ernährung sei einfach.
- b) Man halte auch im Genuß der Nahrungsmittel eine bestimmte Ordnung.
 - aa) Bei der Beschränktheit seines Vermögens suche man einen Theil von dem, was man mit den Seinen genießen will, selbst herzubringen.
 - bb) Man ziehe nahrhafte Speisen den minder nährenden vor.
 - cc) Man vermehre die Nahrhaftigkeit der Speisen durch gehöriges Kochen.
 - dd) Man benutze Alles, was die eigene Wirthschaft liefert, gehörig.

2) für Kleidung.

- a) Wo es irgend angeht, ziehe man zu seiner und der Seinen Bekleidung das Zeug, das man selbst, wo nicht verfertigte, doch verfertigen ließ, dem vor, das auf den Kauf gemacht wurde.
- b) Man scheue nicht die Mühe, wenig

stens das Oberkleid mehrmals des Tages zu wechseln.

- c) Man halte auf Reinlichkeit der Kleidungsstücke.
 - d) Bei der Reinigung derselben sehe man darauf, daß von den reinigenden Personen vorsichtig mit den Kleidern, der Wäsche ic. umgegangen werde.
 - e) Sorgfalt und Ordnung bei Aufbeahrung der Wäsche und Kleidungsstücke.
- 3) für Feuerung.
- a) Sorge für gut ausgetrocknetes Brennholz.
 - b) Bei der Bereitung der Speisen gewährt ein sogenannter Kochofen gewiß ansehnlichen Vortheil.
- 4) für Beleuchtung.
- a) Bei heller Beleuchtung eines ganzen Zimmers halten wir die sogenannte Argand'sche Lampe am zweckmäßigsten, hingegen wo es nur auf Beleuchtung der Oberfläche eines Tisches ankommt, der Gebrauch des Talglichtes am vortheilhaftesten.

V. Verfahre bei allen deinen Ausgaben mit der nöthigen Klugheit und Vorsicht.

- 1) Man hüte sich vor Ausgaben, zu denen man durch schnell in der Seele sich erzeugenden Einfall bewogen wird.
- 2) Scheue die kleine Mühe nicht, die mit dem pünktlichen Eintragen aller Einnahmen und aller Ausgaben in ein dazu bestimmtes Buch verknüpft ist.
- 3) Man lege das zur Bestreitung seines Haushaltens bestimmte Geld nicht in eine Kasse, sondern vertheile es nach einem bestimmten Verhältniß in mehrere Kassen.
- 4) Ist es irgend möglich, so bezahle man Alles sogleich baar, was man kauft.
- 5) Hüte man sich, von unbekanntem Leuten zu kaufen.

Der Mann und die Speckseite.

Zu Wien unter dem Thore, der rothe Thurm genannt, hing eine Speckseite, und dabei standen die Reime:

Befind' sich irgend hier ein Mann,
Der mit der Wahrheit sprechen kann,
Daß ihn sein Heurath nicht gereuen,

Und fürcht sich nicht vor seiner Frauen,
Der mag diesen Balken herunter hauen.

Da kam nun einst ein Mann, der des Herabnehmens sich erlauben wollte. Als man ihm nun die Leiter brachte, hinaufzusteigen, das Abenteuer zu bestehen, und die Speckseite herunter zu nehmen, bat er, es möge es ein anderer für ihn thun; denn wenn er etwa einen Flek an seinen Hof bringe, möchte seine Frau ihn ausschelten. Da rief man ihm zu: Mach daß du fortkommst! Wer das fürchtet, der ist nicht Herr im Hause, und es mag ihn wohl gereuen, geheurathet zu haben.

Schuzmittel des Holzes gegen Würmer.

Der Franzose Chevallier empfahl ein neues Mittel gegen Würmer für das Baubolz. Das Mittel besteht darin, daß man Theer mit dem brenzlichen, bei der Destillation der Tabakrippen gewonnenen Oele vermengt, und hiermit dann das Holz bestreicht. Jenes Oel hat einen so durchdringenden Geruch und Geschmack, daß die Würmer sicher nicht an das bestrichene Holz kommen. Uebrigens gab es schon viele Versuche zu Mittel gegen Holzwürmer, so daß es schwer wird, zu sagen, ob dieses neue vor jenen den gerühmten Vorzug verdient.

Seltene Anzeige

In einer Zeitung lasen wir neulich im Todtenregister folgende seltene Anzeige: „Des Mathias Stündl, Tagelöhners Kind, alt vier Jahre, an Altersschwäche.“

Auflösung der Räthsel in diesem Kalender.

- 1) Damit er was erwerbe.
- 2) Der Müßiggang.
- 3) Nicht nur die Lebendigen, sondern sogar die Leblosen empfinden vorher die künftige Bitterung; der Mensch allein sieht sein kommendes Unglück nicht, ehe es da ist.
- 4) Ohne Schaden eines andern.
- 5) Das vornehmste Werk Gottes, die Welt.
- 6) Die im Trost stehen.
- 7) Die Armuth und das Alter.
- 8) Freunde, nicht Gelder.
- 9) In den Tagen der Noth.
- 10) Mit der Zeit; ist sie einmal verloren, so kann sie nicht mehr eingebracht werden.